

der Unterricht vorbereitender Anstalten über die früher gültigen Grenzen schreitend der Lehre der Universität manches vorwegnimmt und damit zu weiterem Ausgreifen Raum schafft; sondern auch dadurch, daß Lehrgegenstände fallen gelassen werden, während andere sich an die frei gewordenen Stellen drängen, oder Aufnahme erzwingen, auch ohne abzuwarten, daß des als lehrens- und lernenswürdig Anerkannten irgend weniger geworden sei. Nicht selten in der That tritt in der Forschung auf einzelnen Gebieten eine gewisse Entmutigung ein, die immer bestimmtere Erkenntnis, man sei an die Erscheinungen mit Fragen herangetreten, auf die es stichhaltige Antworten überhaupt nicht gebe; dann sucht wohl der wissenschaftliche Geist von ganz neuen Standpunkten aus Einblick in die Natur und den Zusammenhang des Vorliegenden, und eine neue Lehre, die mit der aufgegebenen kaum mehr als die ersten Anstöße gemein hat, tritt an die Stelle dieser. Oder neue Funde, neue Beobachtungen fordern zu geistiger Bewältigung früher unbekannter Thatsachen heraus, werden Anlaß zur Ausbildung neuer Forschungsweisen oder zur Anwendung bereits bewährter auf neue Gegenstände.

Es sei gestattet Ihre Aufmerksamkeit eine kurze Weile auf einen Zweig der wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart zu lenken, dem erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit an deutschen und andern Hochschulen das Recht auf besondere Lehrstühle eingeräumt ist, von dessen Bedeutung für das geistige Leben des Volkes vielleicht nicht überall zutreffende Vorstellungen bestehen, wie denn auch von den Aufgaben seiner akademischen Vertreter nicht an jeder Stelle gleich gedacht wird; ich meine diejenige Philologie, die sich beschäftigt mit den aus den Kreisen der romanischen Völker hervorgegangenen Geistesäußerungen in sprachlicher Form, die romanische Philologie.

Wer deutsche, englische, skandinavische, slavische Philologie einbegreifend, von ‚neuerer Philologie‘ redet, mag den Vorwurf sprachwidrigen Ausdrucks mit dem Hinweis darauf zu entkräften suchen, daß der bestehende Sprachgebrauch ‚antike Philologie, unorganische Chemie‘ und ähnliches sich gefallen lasse; sicher aber ist seine Redeweise dann unanfechtbar, wenn

## Anhang.

### Romanische Philologie an deutschen Universitäten.

(Rede bei Übernahme des Rektorats gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1890.)

#### Hochansehnliche Versammlung!

Je gleichmäßiger im Dasein unserer Universität Wochen der Ruhe und der Sammlung die Monate der Lehr- und der Lern-Arbeit ablösen, emsige Thätigkeit von althergebrachten Feiertagen unterbrochen wird, um so lebendiger tritt ins Bewußtsein, welcher steten Wechsel, welcher unablässige Erneuerung das Leben auch hier bedeutet. Fortwährend scheiden von uns Scharen junger Männer, die hier zu selbständiger wissenschaftlicher Thätigkeit die Erziehung, zu höchst wichtigem Wirken im Dienste des Staates und des Volkes die Schulung finden sollten, und fortwährend drängen neue Scharen sich heran des Gewinnes teilhaft zu werden, den die Fürsorge der Staatsleitung denen wenigstens erreichbar macht, die ein gewisses Maß von Anlagen mitbringen, für tiefer gehende Studien ausreichend vorbereitet und nachdrückliche eigene Arbeit einzusetzen willens sind. Immer wieder löst Tod oder eigener Entschluß aus dem Verbande der Lehrer einzelne Genossen, und immer wieder bringt der Hinzutritt frischer Kräfte neue Gedanken, rührigen Eifer, willkommene Anregung. Und, was mehr zu bedeuten hat, den Inhalt des Universitätsunterrichtes selbst sehen wir sich ohne Unterlaß erneuern, nicht allein dadurch daß jüngere Erkenntnis an die Stelle aufgegebenen Anschauungen rückt, daß das Forschen kräftiger Geister weiter und tiefer dringt, daß

Tobler, Aebly

er durch sie andeuten will die Wesenseinheit aller Philologie, neben welcher die Besonderheit einer ‚neueren‘ sich nur daraus ergeben habe, daß in uns näher liegenden Zeiten die philologische Beschäftigung zu ihren früher einzigen Gegenständen eine reiche Fülle weiterer, anderen Völkern, anderen Zeiten angehörender hinzugezogen hat, wobei dann nicht hat ausbleiben können, daß bei manchen Pflegern dieser ‚neueren Philologie‘ der Eifer, womit sie dem minder Durchforschten sich zuwandten, eine gleich angelegentliche Hingabe an die herkömmlichen Objekte philologischen Studiums ausschloß, daß aber andererseits auch die besondere Art gewisser Gegenstände, mit denen einzig die neuere Philologie zu thun haben kann, wie z. B. solche Sprachen, Lieder, Sprichwörter, die nicht durch Schrift zu unserer Kenntnis gelangen, sondern zunächst durch das Ohr aufzunehmen sind, zur Anwendung neuer Verfahren, zu neuen Arten philologischer Arbeit führte.

Alt sind freilich, weit hinauf in die Vergangenheit reichen die Bemühungen um Erkenntnis dessen, womit die romanische Philologie sich beschäftigt: eine gewisse Textkritik haben im dreizehnten Jahrhundert die Provenzalen manchmal geübt, die aus kleinen Liederbüchern die größeren Sammlungen der Trobadorgedichte anfertigten; Dante hat mehr als einmal sprachwissenschaftliche Fragen aufgeworfen und nach Vermögen beantwortet; philologisch im engeren Sinne geht er doch wohl da vor, wo er an einem selbstgeschaffenen Ideal einer Kunstsprache die dichterischen Leistungen seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen mißt und danach den Grad der einem jeden gebührenden Wertschätzung bestimmt, oder da, wo er, sich selbst den Dienst leistend, welchen den Trobadors manchmal ihre Biographen erwiesen hatten, eigene Lieder erläutert, indem er über ihre Veranlassungen Auskunft giebt, Folge und Zusammenhang der darin ausgesprochenen Gedanken darlegt; und welche Fülle interpretierender Thätigkeit hat sich, vom vierzehnten Jahrhundert ab kaum abreißend, an sein Hauptwerk geknüpft! Die Italiener haben sehr zeitig begonnen der provenzalischen Litteratur, von der ihre eigene so mächtige und nachhaltige Einwirkung erfahren hatte, eine philologische Teilnahme zuzuwenden, nicht mehr wie

früher der Dichtung in der fremden Sprache sich selbst beflüssend oder ihr in der eigenen nacheifernd, sondern von ihr als von dem Ausdruck einer ausländischen und zeitlich zurückliegenden, doch immer noch leicht verständlichen Geistesrichtung angezogen. Vom 17. Jahrhundert ab sind in den romanischen Ländern fast allen eine Menge bedeutsamer Arbeiten unternommen und ausgeführt worden, die zwar die politische Geschichte der Völker des späteren Mittelalters aufzuhellen bestimmt waren, für sich genommen jedoch als Leistungen romanischer Philologie gelten dürfen.

Wenn trotzdem diese Wissenschaft als eine der jüngern bezeichnet, ihr Anheben in die ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts verlegt zu werden pflegt, so geschieht dies im Hinblick darauf, daß in der That erst seit diesen für Entwicklung und Aufschwung aller geschichtlichen Wissenschaften so außerordentlich bedeutungsvollen Jahrzehnten eine zusammenfassende, vergleichende Betrachtung der gesamten romanischen Schriftsprachen und Mundarten in Angriff genommen ist, am Erkennen des ihnen allen Gemeinsamen, dem Feststellen des jeder einzelnen Eigentümlichen gearbeitet wird, daß erst seit dieser Zeit neben der Kennzeichnung jedes romanischen Idioms, wie es im Gesamtverlaufe seines geschichtlichen Daseins sich darstellt, auch die jeder Phase, die es zeitlich durchlaufen hat, und jeder noch engeren Bestimmtheit, in der es als persönliches Eigen einzelner auftritt, den Gegenstand wohlgeordneten Forschens bildet. Und nicht minder im Hinblick darauf, daß das Eindringen in die in Werken der Sprachkunst vorliegenden Kundgebungen romanischen Geisteslebens nicht mehr nach Maßgabe des bloßen Wohlgefallens statthat, das an der einen oder der andern der Betrachter finden mag, noch auch nach Maßgabe der Förderung und Befruchtung, die etwa daraus für die dichterische Thätigkeit der Gegenwart sich ergeben möchte, und ebensowenig um der Aufschlüsse willen, die sie der Geschichtsforschung gewähren, sondern lediglich um ihrer selbst willen, insofern sie eben national, zeitlich, persönlich bestimmte Kundgebungen menschlichen Denkens und Empfindens sind, Elemente des unendlich vielfarbigen Abglanzes, an dem wir das Geistesleben des Menschen haben.

Denn wer nicht jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprachen Philologie heißen, oder wer nicht mit diesem Namen das Studium alles dessen bezeichnen will, worin nur immer eine Bezeugung national bestimmter Sinnesart gesehn werden mag, und wer andererseits wieder nicht mit einigen Neueren zu sagen geneigt ist, Philologie sei der Inbegriff der Forschungszweige und Forschungsweisen, die im Dienste der Geschichtsforschung stehn, sie sei ‚die Methode der Geschichte‘, der wird, unbekümmert ob man ihn darum bescheiden oder stolz nenne, ungefähr sagen müssen, Philologie sei ein Bemühen um Kenntnis und Verständnis der in sprachlicher Form gegebenen Bezeugungen zeitlich und örtlich und national und persönlich bestimmten geistigen Lebens; sie suche jene Bezeugungen auf, soweit sie noch der wissenschaftlichen Beobachtung verborgen geblieben sind; sie strebe danach ihren echten Wortlaut zurückzugewinnen, wo Verdacht ist, im Laufe der Überlieferung habe er Störungen erlitten; sie wolle ermitteln, wer in jenen sprachlichen Äußerungen sich bezeuge, ob und in welchem Maße ein einzelner Mensch oder neben ihm andere, die vor oder neben oder nach ihm gleich gedacht und gefühlt haben mögen; sie erschöpfe endlich nach Vermögen den vollen Inhalt der Zeugnisrede dergestalt, daß diese als Ganzes und in allen Teilen, auch in der Besonderheit ihrer Form, ihr verständlich werde, ihr als der natürliche, ja notwendige Ausfluß einer Sinnesart erscheine, die der Philologe in sich neu erzeuge, nicht um sie dauernd zu der eigenen zu machen, doch um vorübergehend und ohne Selbstentäußerung fremdes Geisteswesen in der eigenen Person zu neuem Leben zu erwecken; und dies alles habe zum Zwecke ein immer volleres Erkennen des gesamten Reichtums der Menschennatur.

Es liegt auf der Hand, wie nahe Philologie so gefaßt der Sprachwissenschaft steht, und wie sie doch in andrer Richtung als diese ihr Ziel erblickt. Wenn Dante sagt: ‚Natur verleiht's dem Menschen, daß er spricht, Ob aber so, ob so, das zu entscheiden Stellt sie in eure Wahl und zwingt euch nicht‘, so mag man darin einen Hinweis finden auf eine der Verschiedenheiten der Ziele, denen auf der einen und denen auf

der andern Seite zugestrebt wird; doch ist der Gegensatz der zwei Disciplinen damit lange nicht erschöpft. Die Rede als eine dem gesamten Menschengeschlechte gegebene Lebensäußerung und die Völkersprachen als deren Arten gehen die eine wie die andere an. Dort aber strebt man vom Besondern dem Gemeinsamen zu; hier ist das Allgemeine die Unterlage, von der das Einzelne als kennzeichnend für die Volksart sich abhebt. Wie im Wandel der Zeiten, wie sogar durch Eingreifen einzelner Personen die Volkssprache sich so oder so gestaltet, sucht man drüben und hüben zu erkennen: dort um Gesetzen auf die Spur zu kommen, die erhaben über Wissen und Willen der unter ihrer Wirkung Stehenden sich vollziehen, oder um des Spielraums bewußt zu werden, den die gemeinsame, nationale Entwicklung dem Belieben, der Willkür des Individuums lassen kann; hier sofern die Kenntnis des Verlaufes der Sprachgeschichte Anhalt gewährt für Datierung von Denkmälern, oder sofern in ihm ein leiser Wandel der Denkweise sich spiegeln mag, oder sofern kräftige persönliche Sonderart aus eigentümlichem Sprachgebrauche sich erschließen läßt. Auch was als Inhalt hinter der sprachlichen Äußerung steht, beschäftigt die zwei Wissenschaften nicht in gleicher Weise: fragt die Sprachwissenschaft, wie der Mensch überhaupt dazu komme gewisse Vorstellungen mit gewissen Lautgebungen, vorgestellte Beziehungen zwischen Vorgestelltem mit bestimmten lautlichen Merkmalen zu verknüpfen, die er an jenen ersten Elementen der Rede anbringt, durch welche Mittel und in welchem Umfange es dem sprachlichen Ausdrucke gelinge mit der wachsenden Fassungskraft, dem gesteigerten Unterscheidungsvermögen des Denkens Schritt zu halten, und dem Denken fortzuschreiten gelinge, da es doch die einmal gefundene Form der Sprache nicht wieder abzustreifen vermöge, fortzuschreiten auch zu Zeiten, da die Entwicklungsfähigkeit der Sprache erloschen scheint; fragt sie, wo die Grenzen zu ziehn seien für ein allgemein menschliches Denken innerhalb der kaum übersehbaren Fülle thatsächlich vorhandener, verschiedener Sprachen, in denen die mannigfaltigsten Sinnesarten sich spiegeln, wie es möglich sei, daß ein Mensch die verschieden-

sten Sprachen verstehn ja sprechen lernen könne, so ist der Philologie auch hier wieder am Besondern gelegen, an der einem Volke eigentümlichen Sinnesart, soweit sie aus seiner Sprache erkennbar wird, an dem, was Erzeugnisse einer Zeit, einer Person von denen anderer unterscheidet, liege es nun in der Ausdrucksweise oder, was weit schwerer ins Gewicht fällt, in dem sich darin kundgebenden Denken und Empfinden. Denn von den sprachlichen Denkmälern, die für den Sprachforscher fast nur als Ersatz nicht mehr hörbarer Sprache, als Quellen der Sprachbeschreibung und Sprachgeschichte in Betracht kommen, will der Philologe ganz anderes erfahren, verlangt er Auskunft über Regungen fremden Gefühls, über Weltanschauungen, über Lust und Wehe, Streben und Ruhen, Wagen und Zagen, die da oder dort, früh oder spät im Worte sich kundgegeben haben; ihm ist zu thun um die ungeheure Fülle fremden geistigen Lebens, das in irgendwie faßbarer Redegestalt der Betrachtung sich darbietet und den Betrachter bereichert entläßt nicht um einen flüchtigen Genuß, sondern um das Selbsterleben von Gedanken, Empfindungen, Neigungen, Hoffnungen und Ängsten, Freuden und Schmerzen, die aus fremdem Geiste in den eigenen übergegangen sind. Er sucht eine Erziehung zu vollerer, reicherer Menschlichkeit im vertrauten Umgang mit fremdem Geiste, mit den erlesensten Vertretern der glanzvollsten Epochen menschlicher Geschichte, aber auch mit dem Kindessinn solcher Zeiten, da erste Versuche künstlerischer Behandlung der Rede nur tastend gewagt werden; im Umgang mit ängstlichen Nachahmern fremder Größe und mit Naturvölkern, auf die irgendwelche ausländische Bildung nie gewirkt hat; mit Zeiten kräftigster Eigenart, trotziger Abkehr von allem Fremden und mit solchen, da Philologie Modesache ist, und über dem Verständnis alles irgendwo und irgendwann Gewesenen man selbst etwas und jemand zu sein versäumt. Denn dies kann freilich geschehn, obschon ein liebevolles Eingehn auf fremde Art, ein verständnisvolles Nachleben einst gewesenen Geisteslebens solche Frucht keineswegs zu tragen braucht. Philologie läßt uns volle Freiheit eigenen Wachstums; unsere besondere Art aufzugeben haben wir nicht nötig, um im Wie-

derhall für uns ertönender Musik Saiten in uns erklingen zu lassen, die zuvor stumm waren. Was an dauerndem Erfolg, an nicht wieder schwindendem Auswachsen des eigenen Geistes aus der Einwirkung fremder Sinnesart sich ergeben mag, das dürfen wir mit Fug doch als das Erträgnis eigener Anlage ansprechen, als Entwicklung von Keimen, die in uns selbst lagen; und auf der andern Seite wird das Fernhalten mit nachsichtigem Verständnis durchdrungener fremder Denkweise von unserm eigenen Wesen uns dadurch nicht erschwert, daß wir uns vielleicht sagen müssen: auch in uns lag, was zu solchem Wuchs hätte gedeihen können; wohl uns, daß es neben Besserem aufzukommen nicht vermocht hat, daß die heute entwickelte Art unseres Wesens es nicht in sich duldet. Freiheit der Bewegung besteht also sehr wohl neben philologischem Streben; ja dieses führt gradezu zu Befreiung — aus dem Banne engherziger Pfahlbürgerei, vorurteilsvoller Selbstgerechtigkeit, kümmerlicher Verknöcherung.

Man mag wohl in dem bisher Ausgesprochenen den Hinweis vermist haben auf den geschichtlichen Zusammenhang, in welchem die Gegenstände philologischer Betrachtung untereinander stehn, die Erwähnung der Litteraturgeschichte als einer philologischen Disciplin. Ohne Zweifel ist diese von den Philologen ausgegangen, und schwerlich wird es einen Philologen geben, dessen Arbeit nicht großenteils den nämlichen Fragen gölte, die auch der Litterarhistoriker beantwortet wissen will. Was ist an Bezeugungen geistigen Lebens aus einer Zeit in sprachlicher Form vorhanden? fragt der eine wie der andere, ob sie gleich in der Wertschätzung des Einzelnen nicht immer zusammentreffen. Wer bezeugt sich in der einzelnen Kundgebung? in welchem Umfang äußert sich darin neben des Verfassers Geiste auch fremder Sinn, etwa in der Erfindung eines nur übernommenen Stoffes, in der Wahl eines Gegenstandes, in der Auffassung desselben, in der Behandlungsweise, im Gebrauche einer vielleicht schon früher in Aufnahme gebrachten Form? was sagen die Schicksale des Werkes aus über Zeit und Volk, vor die es trat, über die Stellung des Urhebers inmitten seiner Umgebung? stand er vereinsamt, war er einer

von vielen? hat er später Verständnis gefunden? Dies alles geht den Philologen wie den Litterarhistoriker an. Und doch wird auch hier die Verschiedenheit der letzten Ziele im Auge zu behalten sein. Dem einen gilt es, das Einzelne nach allen Seiten zu durchdringen, als ein geschlossenes Ganzes in sich neu zu erzeugen und zugleich so auf sich wirken zu lassen, wie es nach des Urhebers Meinung auf dessen Mitwelt wirken sollte, nach unserer Kenntnis dieser auf sie wirken mußte. Dem andern ist das Einzelne von Bedeutung nur als Glied einer langen Erscheinungsreihe, nur sofern er darin ein Ergebnis erblickt, zu welchem das Wirken gewisser, allgemein menschlicher, aber nach Volk und Zeit bestimmter Kräfte und Strebungen, unter gewissen geschichtlich gegebenen Bedingungen, auf dem Boden einer so oder so gearteten Persönlichkeit naturgemäß führte, oder sofern er in dem Vorhandensein desselben selbst wieder eine jener geschichtlich gegebenen Bedingungen zu erkennen vermag, die auf den weiteren Verlauf des litterarischen Geschehens einwirkten. Zum Augenmerk nimmt er sich eben dieses Zusammenspiel wirkender Kräfte, darin er die Erklärung nicht so sehr der abgelösten Thatsache wie der Thatsachenreihen findet, mitunter selbst eine Art Gesetzmäßigkeit ahnt; getraut er sich doch manchmal auch die Wege der Zukunft abzustecken und bleibt er nicht immer stehn beim ehrfürchtigen ‚Lauschen, Wohin die heil'gen Ströme wollen rauschen‘ (G.Keller). Philologie und Litteraturgeschichte stellen sich hienach ungefähr so zu einander wie eine auf historischem Boden stehende Staatslehre zur Staatengeschichte: auch jene sammelt als Objekte ihrer Untersuchung die Gestalten, die das Zusammenleben innerhalb bürgerlicher Gemeinschaften geschichtlich angenommen hat, läßt sie in der Phantasie zu lebendiger Wirklichkeit erstehn und fragt, wie hier und wie dort den Bedürfnissen des gesellig lebenden Menschen entsprochen ist, seines Daseins Sicherheit und seines Wesens freie Entfaltung gewährleistet sind, lehrt die unendliche Zahl der auf menschliche Gesellschaften anwendbaren Ordnungen kennen und befreit von dem Wahn, als liege in irgend einer die alleinige Bürgschaft glücklichen Daseins. Und diese verfolgt den Zusammenhang,

der die mannigfaltigen Formen verbindet, erklärt sie aus den allgemein menschlichen Trieben, den besonderen bestimmenden Verhältnissen, den Nachwirkungen des Gewesenen, dem Eingreifen thatkräftiger Persönlichkeit, den Anstößen, die aus friedfertigem Nebeneinanderleben oder aus feindlichem Zusammenstoß der Volksgemeinschaften sich ergeben haben. So stehn zwei Paare nächst verwandter Wissenschaften nebeneinander; innerhalb eines jeden weitgehende Übereinstimmung des Forschungsgegenstandes bei unverkennbarer Ungleichheit der Ziele. Überall ja hat ein tiefer dringendes Prüfen des zeitlich Seienden und des Gewesenen zur Frage nach dem Wie seines Werdens gedrängt; aber jenes Prüfen und Erfassen erfolgt keineswegs bloß um dieser Frage willen, sondern ist eine Arbeit, deren Ertrag schon unmittelbaren Wert besitzt. Worin er für die Philologie zu liegen scheine, ist zuvor angedeutet und soll hier nicht wiederholt werden.

Ebensowenig erlaubt die kurze Stunde auf die einzelnen Verfahrensweisen einzugehn, die den Philologen zum Ziele führen sollen, auf die außerordentlich mannigfaltigen, die verschiedenartigsten geistigen Kräfte in Anspruch nehmenden Verrichtungen, die er vorzunehmen hat, auf die mit Fug gepriesene Methode, deren feine Ausbildung allein schon den Sinn gefangen zu nehmen, den wissenschaftlich beanlagten Menschen mächtig anzuziehn geeignet ist, wie denn mehr als einer über lauter Polieren der blitzenden Werkzeuge und Spiellassen der Apparate kaum hinausgelangt.

Wenn nun angesichts des unendlichen Reichtums an sprachlichem Leben, an Erzeugnissen redender Kunst, den die romanische Welt ihr eigen nennt, die Philologie auch hier sich ein Arbeitsfeld abgesteckt hat, so wird niemand sagen wollen, daß hier die Mühe sich weniger lohne als da, wo frühere Jahrhunderte philologischer Ausbeute einzig nachgingen. Welches Altertum vermöchte einen Einblick in mundartliche Differenzierung zu gewähren ähnlich der, die uns die lebendige Rede der um uns wohnenden Völker kennen lehrt? wo liegt ein gleich langes Stück inhaltreichster Sprachgeschichte in ausgiebigeren Denkmälern vor dem Betrachter als in denen, die

den Romanisten beschäftigen? Welche Klarheit der Anschauung fremden, sei es vergangenen, sei es bestehenden Geisteslebens ist zu erhoffen, wo der Bezeugungen soviel sind, die Quellen, aus denen volleres Verständnis zu gewinnen ist, so reichlich fließen! Zu erhoffen; denn noch ist ja die Arbeit nur zum kleinsten Teile gethan, an vielen Stellen kaum begonnen. Aber von den höchsten Spitzen liegen doch schon viele in hellerem Sonnenlicht; mit einer ansehnlichen Zahl hervorragender Geister sind wir und ist die ganze gebildete Welt einigermaßen vertraut, und keiner, der es ist, wird leugnen, daß der Umgang mit ihnen seinem Denken und Empfinden wertvolle Bereicherung gebracht habe. Und wer vermöchte auszusprechen, an welchen Seiten allen sie uns fassen, welcher Reichtum menschlicher Persönlichkeit uns durch sie aufgeht? Voltaire — die wohlgenute Bereitschaft einzugreifen und anzugreifen, wo Vorurteil und Engherzigkeit die eigne freie Bewegung einengen möchten oder auch anderer Wohlsin stören und gutes Recht kränken, nicht grade als ein zum Blutzugnis bereiter Prediger in der Wüste, nicht immer die letzten und höchsten Ziele der Menschheit vor Augen, noch auch in ängstlicher Sorge um unerschütterliche Grundlagen für die eigenen Überzeugungen, aber mit Aufmerksam und Mitarbeit dabei, wo irgend neue Erkenntnis sich Bahn bricht, immer gewiß, daß die Vernunft vor der Unvernunft im Weltlauf die Waffen nicht zu strecken braucht, wenn nur die rechten Leute zusammenstehn und das zunächst Zweckmäßige im Auge behalten. Der große spanische Humorist, aus dessen unvergänglichem Buche in uns übergeht die lächelnde Wehmut, mit der er betrachtet, wie es einem für die rauhe Wirklichkeit blinden Idealismus ergeht, der durch keine noch so trüben Erfahrungen zu nüchternem Spiessbürgertum zurückzubringen ist. Nicht als ob er etwa diesem recht gäbe; die platte Alltäglichkeit will irgendwie ja gleichfalls über sich hinaus, und wenn sie an den Rockschößen eines höheren Strebens, das ihr doch innerlich fremd und zweifelhaft bleibt, in ein Schlaraffenland nach ihrem Herzen zu gelangen hofft, so bleiben Enttäuschung und Prügel auch ihr nicht erspart. Cervantes läßt manchmal nur erraten, wie ihm ums Herz ist; oft hat es den Anschein, als

sei auch er geblendet von dem prunkenden Schein des Staats- und Kirchenwesens, darin er steht, des litterarischen Treibens, das ihn umgiebt, und an dem auch er als einer unter Hunderten, freilich der Trefflichsten einer, Anteil nimmt; aber zwischendurch legt er durch manche anscheinend flüchtige Bemerkung oder durch nicht mißverständliches Übermaß des Lobes Schlüsse auf eine Beurteilung seiner Zeit und seines Volkes nahe, die von schmerzlicher Mutlosigkeit nicht weit abliegt. Dante spricht einmal davon, wie thöricht es wäre vor einem Hause, aus dessen Fenstern die Flammen schlagen, sich zu erkundigen, ob Feuer darin sei, und wie thöricht die thörichte Frage zu beantworten; gleichwenig thue, so meint er, Frage und Auskunft darüber not, ob er seine Muttersprache liebe. Er hätte von seinem Lieben und seinem Hassen überhaupt, von all seinem Streben und seinem Zagen, seinen Schmerzen und seinen Wonnen gleiches sagen dürfen. Bei ihm ist alles unverhohlen oder nur darum etwas hie und da in Dunkel absichtlich gehüllt, damit es als Lösung eines schwierigen Rätsels desto fester im Sinne hafte. Die Welt soll ihm auf den Grund der Seele schauen: er weiß sich vor Gott verpflichtet der Menschheit, insonderheit seinem Volke die Wege des Heiles zu weisen, ein unbestechlicher Richter, ein treuer Lehrer zu werden; so soll sie ihn denn auch kennen, in der Reinheit und der Kraft seines Willens und den Schwachheiten seines Vollbringens, in der Uermüdlichkeit seines Forschens und den Irrungen seines Erkennens, in seiner Ehrfurcht vor großer Vergangenheit und dem entschlossenen Bahnen der Wege für die Zukunft. Wer hätte je in der Nähe dieses Gewaltigen gewelt und sich nicht über sich selbst emporgehoben gefühlt, es gehe ihm denn aller philologische Sinn ab, alles Vermögen an der Hand fremder Rede menschliche Sinnesart, die einmal bestanden hat, in sich neu zu erzeugen.

Aber nicht allein da, wo wir als Philologen mächtigen Persönlichkeiten nahe treten, erfahren wir solches Auswachsen des eigenen geistigen Wesens; es gilt auch nicht bloß eine Bereicherung in dem Sinne des Kennenlernens und dauernden oder vorübergehenden Aneignens fremder Gedanken oder Empfindungen zu den eig-

nen hinzu; als Bereicherung darf — wie übrigens noch in andern Fällen — auch die Fähigkeit gelten vorübergehend und nach eigner Wahl in einer gewissen Armut sich befriedigt und heimisch zu fühlen, in unserm Falle also das Vermögen durch fremde Rede sich in die Sinnesart derer einführen zu lassen, die uns leicht als Ärmere am Geiste erscheinen, denen noch unbekannt ist oder war, was uns lange geläufig, denen noch wert und wahr ist, was wir lange von uns gethan haben, denen neu und merkwürdig, was uns alt und gleichgültig geworden ist, und denen namentlich an nichts weniger liegt als am Geltendmachen eigener Persönlichkeit. Und auch nach dieser Seite hin läßt die romanische Welt kein Gelüsten unbefriedigt: bei Franzosen und Spaniern hallen die Großthaten heroischer Zeitalter in zahlreichen epischen Dichtungen wieder, die, verschiedenen Jahrhunderten entstammend und dem entsprechend auch im Tone des Vortrags keineswegs gleichartig, natürlich Schöpfungen zahlreicher einzelner Sänger, jedoch vom Geiste großer Gesamtheiten getragen und erfüllt sind und als Zeugnisse eines zu Zeiten über ganze Bevölkerungen verbreiteten Sinnes vor uns stehn; Italien und Spanien haben kleinen lyrischen Liedern von lieblichster Anmut das Dasein gegeben, die, zu Tausenden gesammelt, immer noch weiterer Sammler harren; nicht minder unerschöpflich erweist sich überall der Schatz der Märchen, der Sprichwörter, der frommen und der weltlichen Sagen.

Daneben bleibe nicht unerwähnt diejenige litterarische Thätigkeit, die, obgleich als persönliche auftretend, im Grunde doch auch nur weiter Kreise Gedankenbesitz, Geschmacksrichtung, Geistesbildung kennen lehrt, wie dies von einer großen Zahl der Trobadors, von dem Heere der Nachtreter Petrarca's, von der Flut der spanischen Ritterromane und von manchen ähnlichen Erscheinungen gilt. Wer nur erfreuendem Genusse nachgeht, wird sich bei ihnen nicht gern aufhalten; dem Philologen ist auch dieses Treiben der Beachtung wert, als Thatsache der Naturgeschichte des Menschengenies wichtig. Nicht unablässig drängt der Strom litterarischer Entwicklung vorwärts; er staut sich zeitweilig in Niederungen, daraus er nicht gleich einen

Ausfluß findet, klärt sich in stillen Seen oder stockt in fauligen Sümpfen. —

Ist bisher mehr von Gesinnungen, Gedanken, Empfindungen die Rede gewesen, in denen romanische Eigenart sich bezeugt, sei es übereinstimmend mit anderer, sei es von aller andern sich scheidend, so ist damit ja nur die eine Seite des Gegenstandes romanischer Philologie in Betracht gezogen, etwas, das auch auf andre Weise erkennbar werden kann und thatsächlich wird als in der sprachlichen Form, mit der unsere Wissenschaft zunächst allein zu thun hat. Auch nach der Seite der Sprache an sich hin findet die Forschung Stoff und ihre Arbeit Ertrag in überwältigender Fülle. Der reichen Verzweigung des einen Vulgärlateins in romanische Mundarten ist im Vorübergehn bereits gedacht; über diese Mundarten sich erhebende Litteratursprachen trifft man an verschiedenen Stellen des Gebietes von weit auseinander liegenden Zeitpunkten ab. Dieser Sprachen Schicksale sind die ungleichsten gewesen. Haben einige im ganzen Laufe ihres Daseins kaum nennenswerte Wandelungen erfahren, so hat ihrer eine zwei scharf geschiedene Lebensalter aufzuweisen, und ist eine andere nach kurzem Bestehen gänzlich erstorben. Haben die einen ihre alten Grenzen nur wenig überschritten, so haben andre von weiten Strecken der neuen Welt Besitz ergriffen. Im Gange der litterarischen Entwicklung haben innerhalb der einzelnen (jeweilen auch schon die nationale Besonderheit spiegelnden) Ausdrucksweisen die mannigfaltigsten Stilarten sich entwickelt. Wie weit liegt doch der ernste, schwere Schritt des älteren französischen Volksepos ab von dem behaglichen Lustwandeln des alten Joinville; die Schlichtheit der älteren Cidromanen von der überschwänglichen Farbenpracht, dem maßlosen Prunk der spanischen Bühnensprache des 16. Jahrhunderts; die bis zur Gewaltbarkeit sich steigernde Kraft Dantes, der vor allem durch Fülle, Größe und Süße der Gedanken wirkt, von der glatten Vollendung Petrarca's, dem die Kunst schon Selbstzweck ist.

Dabei sehn wir die beteiligten Völker in steter Wechselwirkung, jedes rasch sich aneignen, was das andre an wertvollem Neuem erzeugt hat, dann aber wieder auf seine Eigenart sich be-

sinnen und zu ihr zurückkehren, doch nicht ohne erkennen zu lassen, wie aus der vorübergehenden Hingabe an das Fremde Wachstum des eigenen Wesens ihm doch geworden ist. So treiben auch Völker Philologie. Und Entsprechendes würde von den bei den Romanen entwickelten Gattungen redender Kunst und Formen gebundener Rede zu sagen sein. In allen diesen Beziehungen hat sich dasselbe vollzogen, was von den Sprachen gilt: Gleichwie zwischen diesen und dem Latein der römischen Litteratur eine unmittelbare Beziehung nicht besteht, so ist auch die redende Kunst der Romanen nicht die Fortsetzung der römischen; ihre geheimnisvollen Quellen liegen anderswo, liegen in der Sinnesart neugebildeter Völkerschaften, auf die mit einem Anteil römischen Blutes sicher mancher Zug römischen Wesens übergegangen ist, doch nur sich verflechtend mit von andern Seiten Ererbtem; und noch ganz allmählich während der ersten Jahrhunderte der romanischen Litteraturgeschichte und damals noch, wenigstens außerhalb Italiens, als durchaus Fremdes empfunden, in schwereren Massen erst im 15. Jahrhundert ist die altrömische litterarische Tradition in der romanischen Welt zur Geltung gekommen.

Diese dürftigen Hinweise müssen hier genügen zur Kennzeichnung des Feldes, auf dem die romanische Philologie arbeitet. Die ihr gestellten Aufgaben zu lösen haben mit unter den ersten deutsche Forscher sich angelegen sein lassen, und zwar auch schon, bevor staatliche Fürsorge diesen Studien im Universitätsunterricht eine Stelle angewiesen hatte. Jetzt ist dies überall in deutschen Ländern geschehn, meistens auch so, daß eine Verkoppelung der romanischen mit der englischen Philologie, bei der es nicht bleiben konnte, nicht versucht oder wieder rückgängig gemacht worden ist. Es scheint, man hat in Deutschland nie der Befürchtung Raum gegeben, die in einem sonst nicht übeln französischen Buche über Frau von Staël<sup>1</sup> vor kurzem sich geäußert hat, es möchte unter einer angelegentlicheren Beschäftigung mit ausländischer Litteratur

<sup>1</sup> Ch. Dejob, Madame de Staël et l'Italie, Paris, Colin et Cie, 1890. Chap. V. *Dans quel esprit il faut étudier les littératures étrangères.*

die Liebe zum eigenen Volke, die Wertschätzung der heimischen Sinnesart leiden; es scheint, es haben bei uns andere Beweggründe gewaltet als die, welche der französische Schriftsteller für die Pflege solcher Studien ausschließlich will gelten lassen, wenn er, höflich wie er ist, die Verpflichtung anerkennt die der französischen Litteratur Jahrhunderte lang vom Auslande entgegengebrachte Bewunderung mit dem Bezeigen einer gewissen Teilnahme für die litterarischen Schicksale der Fremde zu erwidern, und wenn er, argwöhnisch wie er ist oder sich stellt, die ausländische Litteratur namentlich als den unvorsichtig verräterischen Ausdruck von Gesinnungen schätzt, die dem französischen Volke früher oder später gefährlich werden könnten. Jene Furcht und diese Kleinlichkeit der Zwecke begegnen übrigens auch in Frankreich doch wohl selten; auch dort fehlt es nicht an Leuten, die ihrer Liebe zum eignen Volke sicher genug sind um ein ernstliches, teilnahmvolles Eindringen in fremde Volksart ohne Sorge wagen zu dürfen, die es als Trübung ihrer Heimatliebe empfinden würden, wenn sie ihr irgendwelchen Haß gegen Fremde beigemischt fänden; auch dort treibt man romanische und treibt man germanische Philologie um Weite und Tiefe menschlicher Geistesnatur besser zu ermessen; auch dort freut man sich des Gemeinsamen, das unverhofft an den verschiedensten Stellen entgegentritt, weil es an gemeinsame Vergangenheit mahnt, ein einträchtiges Nebeneinanderleben, Verständnis und Einverständnis erleichtert, und freut man sich des Unterscheidenden, weil darin der Reichtum menschlichen Wesens sich bekundet, oft auch, weil es Gelegenheit giebt dem einen Volke zur Hebung seines Wohlseins, zum Schmuck des Lebens, zur Stillung edeln Verlangens fördernden Anteil zu gewähren an dem Lebensertrag eines andern.

So wird in Deutschland romanische Philologie getrieben, von vielen strebsamen Menschen, an vielen Stellen, mit ungleichen Mitteln, mit stark wechselnder Bevorzugung hier der einen, dort der andern von den zahlreichen Verrichtungen, die das Ganze des Betriebes ausmachen, einstweilen aber ohne eine anerkannte Teilung der Arbeit, wie die Menge und Mannigfaltigkeit des Stoffes, die Weite der ihn umschließenden zeitlichen und räum-



lichen Grenzen sie zu erheischen scheinen, im Gegenteil unter Einschluss des rein Sprachwissenschaftlichen und der Litteraturgeschichte, welche die heutige Betrachtung geglaubt hat absondern zu sollen; gewiss aber mit einem Erfolge, der dem deutschen Namen Ehre macht. Ist die romanische Philologie nicht mehr, wie es zu Zeiten beinah den Anschein hatte, eine Wissenschaft der Deutschen, wird an ihr jetzt, unter günstigeren Bedingungen, auch in allen romanischen Ländern, dazu von Skandinaviern, Niederländern, Engländern, Nordamerikanern, Russen mit Eifer und schönem Erfolge mitgearbeitet, ein ansehnlicher Teil des Geleisteten ist unzweifelhaft deutschem Eifer zu danken, der sich auf Grammatik und Lexikographie, Aufspürung, Kritik und Deutung der Denkmäler, monographisches Erörtern einzelner schwieriger Fragen und auf Versuche zusammenfassender Darstellung mit gleichem Nachdruck geworfen hat. Wahrlich, was staatliche Fürsorge zu gunsten auch dieses Zweiges der Wissenschaft aufgewandt hat, ist nicht ohne schätzenswerte Frucht geblieben.

Und doch werden nicht selten Stimmen laut, die einer gewissen Unzufriedenheit mit den Leistungen wenigstens des Unterrichts Ausdruck geben, der in romanischer Philologie an deutschen Universitäten erteilt wird. Dafs die Wissenschaft von den mannigfaltigen Gegenständen dieses Unterrichts um ihrer selbst willen thatsächlich gefördert werde, dafs ihre Ergebnisse auch der Arbeit auf andern Wissensgebieten und in gewissem Mafse dem Bildungsdrange weiter Kreise zu statten kommen, leugnet man nicht, erkennt man vielleicht sogar mit einiger Zufriedenheit an; wohl aber klagt man darüber, dafs der Erfolg dieses Wirkens nicht hinlänglich spürbar werde in den Erfolgen des Französisch-Unterrichts, den die an Universitäten gebildeten Lehrer der Gymnasien und Realschulen erteilen. Man legt mit Recht grofsen Wert darauf, dafs unter den vielen Fähigkeiten, mit welchen die höhere Schulung ausstatten soll, namentlich auch die eine die gebührende Ausbildung empfangen, fremdes Denken und Empfinden nach seinem vollen Gehalte, für den ja die Sprachform weit mehr als ein beliebig zu vertauschendes Gewand ist, in sich nachzuerzeugen;

man weifs, dafs nichts dem Geiste leichter zu der angestrebten besonderen Art von Beweglichkeit und Geschmeidigkeit verhilft als das Bemühen um Aneignung fremder Sprachen; man will, dafs solche Aneignung über ein blofses mühsames Verstehen des Geschriebenen hinausgehe, dafs sie ein leichtes Aufnehmen des Gesprochenen und ein nicht stockendes Selbstsprechen in sich begreife; und man verlangt dies letztere jetzt, nachdem man für das Latein von der schwer erfüllbaren Forderung abgegangen ist, vom Französisch-Unterricht an Gymnasien und noch nachdrücklicher von dem an Realgymnasien und ähnlichen Anstalten, sei es weil man, vielleicht irrtümlich, annimmt, das Ziel sei für das Französische leichter zu erreichen, sei es weil man hier eine nicht geringe handgreifliche Nützlichkeit mit dem verbunden sieht, was beim Latein ein weniger leicht wägend und mefsbarer Gewinn für die Geistesbildung sein würde.

Wer wollte in Abrede stellen, dafs es erfreulich wäre, wenn alle Gymnasiasten und Realschüler aus ihren Anstalten mit der eben gekennzeichneten Herrschaft über eine fremde lebende Sprache entlassen würden? Wenn dem nun aber so nicht ist, liegt dann die Schuld ohne weiteres an dem Schulunterricht, und, wenn der nicht das Richtige thun sollte, an denen, die an Universitäten romanische Philologie lehren? Mir scheint, man schlage nicht hoch genug an, was thatsächlich der Schulunterricht doch leistet, man verlange andererseits von ihm oft zu viel und dieses viele zu bald, und man erwarte eine Besserung der Dinge von einer Seite, von der sie nur zum kleinen Teil kommen kann.

Befriedigender als früher sind doch wohl die Verhältnisse insofern, als heute den Schulen eine ungefähr ausreichende, zu Zeiten mehr als genügende Zahl von Lehrern zur Verfügung steht, die sich um eine fachmäfsige Ausbildung für den Unterricht im Französischen bemüht und den Besitz derselben in den vom Staate angeordneten Prüfungen nachgewiesen haben, so dafs eine Nötigung selten mehr vorliegt jenen Unterricht Männern anzuvertrauen, die einer wissenschaftlichen Herrschaft über den Lehrgegenstand ermangeln, vielleicht auch in dem bezüglichen Können auf der Höhe nicht stehn, auf

welche die Schüler gebracht werden sollen, Männern, die vielleicht das Falsche lehren und schwerlich mit der Freudigkeit und Hingebung wirken würden, die auf den Schüler übergehen soll. In jenen Prüfungen wird, wenn anders den dafür geltenden Bestimmungen gemäß verfahren wird, das gebührende Gewicht auf den Nachweis auch der praktischen Vertrautheit mit der fremden Sprache, eines sorgfältigen Aussprechens und einer gewissen Sicherheit und Leichtigkeit im Gebrauche derselben gelegt, und Mängel, die in dieser Hinsicht hervortreten, werden nicht etwa als gutgemacht angesehen, wenn im sprachhistorischen Wissen ein Überschufs über das Unerläßliche sich ergeben sollte.

Allerdings wird auf ein gewisses Maß auch dieses Wissens nicht verzichtet, sowenig man auch erwartet oder wünscht, daß dasselbe ohne weiteres in die Schule getragen werde. Der Lehrer soll dadurch zu einem schärferen, innerlich wahren Erfassen der sprachlichen Thatsachen kommen; er soll einen Einblick gewonnen haben in das Wirken der menschlichen Triebe und Neigungen, die die Sprache immerfort erneuen, der äußern Eingriffe, die die natürliche Entwicklung stören oder hemmen können; er soll dem Schüler, dem er doch mehr als ein drillender Unteroffizier sein will, eine richtige Vorstellung zu geben vermögen von der Unbegrenztheit und der bunten Zusammensetzung des Wortschatzes einer lebenden Kultursprache, soll bei dem Schüler, der sich mit Latein beschäftigt, die Erkenntnis wenigstens anzubahnen wissen, wie Latein und Französisch in gewissem Sinne die nämliche Sprache in zwei verschiedenen Erscheinungen sind, und daraus für sein Lehrverfahren Gewinn ziehen.

Man läßt den künftigen Lehrer ferner seine Befähigung zu allseitiger Interpretation eines Textes und eine gewisse Kenntniss der Litteraturgeschichte darthun, und zwar nicht allein der neueren, sondern auch der Zeiten, da im Altertum und in der Fremde geundene Vorbilder eine echt einheimische Übung der Redekunst noch nicht beeinträchtigten. Er soll wissen, wo in dem reichen Schatze französischer Litteratur das liegt, dessen Kenntniss jugendlichem deutschem Geiste am ehesten wertvolle Bereicherung verspricht, und soll zu zeigen vermögen, wie in dem einzelnen

Erzeugnis allgemein Menschliches mit national und zeitlich Bedingtem sich durchdringt.

Daß der Unterricht, durch besser vorbereitete Lehrer erteilt, sich auch selbst gebessert habe, würde man schon von vornherein annehmen dürfen und wird auch der, dem ein unmittelbarer Einblick in den Betrieb desselben versagt ist, daraus entnehmen müssen, daß die aus den Kreisen der Lehrer hervorgegangenen Lehrmittel, so manches davon bloß eitlem Buchmacherkitzel oder Gewinnsucht sein Dasein verdankt, zu einem großen Teile von einem wissenschaftlichen Sinne, einem Verständnisse der der Schule gestellten Aufgaben zeugen, denen man früher weit seltener begegnete, sowie daraus daß von den Fragen der Methodik, die die Lehrerschaft beschäftigen, grade die im Vordergrunde steht, wie richtige Aussprache und unbefangene Handhabung des Französischen am sichersten erreicht werden mögen. Wohl vorbereitete, einsichtige, mit Ernst ihrem Berufe lebende Männer streben in großer Zahl dem richtigen Ziele zu.

Wenn sie ihm nicht so nahe kommen, wie gewünscht wird, sollte das nicht etwa auch darin seinen Grund haben, daß es in allzuweiter Entfernung aufgestellt ist? Ist es billig, in einer Kunst, welche der des Schauspielers nahe steht, — denn darum, nicht um Begreifen und Behalten allein handelt es sich beim Sprechen fremder Sprachen — vom Lehrer auch nur annähernd gleiche Förderung aller Schüler zu verlangen? wird man nicht sich darein ergeben müssen, daß gewissen, im übrigen wohl begabten Persönlichkeiten die Bewegung in fremden Gedankenformen, die manchen andern ein ergötzendes Spiel ist, ungemein schwer fällt? kann man sich verhehlen, daß beaufsichtigte reichliche Übung im Sprechen, die hierbei doch das Beste thun muß, in den übervollen Klassen vieler Schulen bei der Beschränktheit der zur Verfügung gestellten Zeit schwer ins Werk zu setzen ist? ist den Tadlern, die sich ihres eigenen Französisch freuen, noch recht im Sinne, wie viel Jahre es sie gekostet hat, welchen besondern Vergünstigungen oder Nötigungen sie ihren Besitz verdanken?

Doch es sei zugegeben, daß auch das, was an praktischer Be-

herrschaft der fremden Sprache von den Schülern erreicht werden könnte, vielfach unerreicht bleibe, und zugegeben, daß dem so unter anderm deswegen sei, weil manche Lehrer in der bezeichneten Richtung es selbst nicht weit genug gebracht haben um mit froher Sicherheit und mit gutem Erfolge zu jener Kunst anzuleiten. Gewähren doch die Prüfungen eine untrügliche Bürgschaft für die Lehrbefähigung keineswegs: sie werden bei Gleichheit der Vorschriften doch mit ungleicher Strenge vorgenommen; leicht wird das Urtheil auch der gewissenhaftesten Examinatoren durch die Zuversicht auf weitere Entwicklung des Geprüften mildernd beeinflusst, und doch kann diese ausbleiben, wie auch ein gesichert scheinender geistiger Besitz mit der Zeit wieder verloren gehn kann, und zwar keiner leichter als der einer fremden Sprache, die oft zu hören und zu sprechen Gelegenheit fehlt.

Keinesfalls aber wird es billig sein, für eine bei manchen Lehrern etwa sich zeigende Unzulänglichkeit des Könnens den Universitätsunterricht in romanischer Philologie verantwortlich zu machen. Dieser hat es zunächst mit Wissenschaft, nicht mit irgend welchen Fertigkeiten zu thun. Wenn er die künftigen Lehrer des Französischen besonders berücksichtigt, da sie doch die Mehrzahl derer bilden, die ihn aufsuchen, so wird dies vor allem im Hinblick auf ihre wissenschaftliche Ausbildung geschehn sollen, bei der es steht, ob das, was sie lehren, und ob sie selbst bei Schülern, Amtsgenossen und in der öffentlichen Meinung der Wertschätzung theilhaft werden, deren andre Lehrfächer und ihre würdigen Vertreter sich erfreuen, und ob sie vermögen auf Verstand, Gemüt und Charakter ihrer Schüler fördernd einzuwirken. Der Universitätsunterricht wird, namentlich so lange er an den meisten Orten in den Händen so weniger Personen liegt, die Aneignung sehr vieles unentbehrlichen Wissens, zu dem ohne sonderliche Schwierigkeit zu gelangen ist, den künftigen Lehrern des Französischen selbst überlassen, höchstens die dazu führenden Wege weisen, mit allem Nachdruck aber dahin arbeiten, daß ihnen ein eindringendes Verständnis der später zu lehrenden Dinge und des Zusammenhangs aufgehe, in dem diese mit weiteren noch zu erforschenden und mit aller andern Wissenschaft stehn. So wird er am ehesten ein freu-

diges und fruchtbares lebenslanges Fortarbeiten an der eigenen Fachbildung bei den Lehrern erwirken. Jene wichtigen Fertigkeiten aber sollte ein zur Universität abgehender junger Mann bis zu dem Grade bereits erworben haben, daß er sich bei einiger Nachhülfe, wie sie Seminarien und besondere Lehrkräfte gewähren, in der Hauptsache selbständig darin weiter auszubilden vermöchte. Übel wäre es um den bestellt, der in richtige Artikulation und freien Gebrauch der fremden Sprache erst an der Universität eingeführt werden müßte. Hier, wo die Einrichtung aufsteigender Klassen fehlt, Anfänger mit Vorgerückten zusammen und oft in großer Zahl unterrichtet werden, der Schüchternheit und der Trägheit kein äußerer Zwang gegenüber tritt, würde der Versuch das Versäumte nachzuholen unter ganz besonders ungünstigen Bedingungen stattfinden.

Hat die öfter geäußerte Unzufriedenheit mit den Leistungen des Französisch-Unterrichts leicht etwas Kränkendes oder Schmerzliches für die mit diesem Unterrichte Betrauten, so dürfen sie sich ihrer doch auch freuen, soweit wenigstens sie in der Überzeugung ihren Grund hat, Wertvolles, Bedeutsames liefse sich durch diesen Unterricht, und grade durch ihn vorzugsweise, der höher zu bildenden Jugend zuführen, nur werde das Erreichbare zur Zeit noch nicht erreicht, also soweit von jener Unzufriedenheit Beistand zu erwarten ist für jedes Bemühen, das zum Zwecke hat bessere Erfolge zu ermöglichen. Und gewiß wird an manchen Stellen etwas geschehn können, was geeignet ist sie zu steigern. Die Prüfungen der Lehramtskandidaten werden auf die gewandte Handhabung der fremden Sprache noch größeres Gewicht legen können; man wird gut thun auch für den elementaren Unterricht einen Lehrer nur dann als ausgerüstet anzusehn, wenn er richtige Aussprache nicht nur vorsprechend kennen zu lehren in der Lage ist, sondern auch vermöge theoretischer Kenntnis ihrer Bedingungen sie, wo es nützen kann, beschreibend darzustellen weiß, und mit voller Sicherheit die Sprechübungen zu veranstalten vermag, die von allem Anfang an einen Hauptbestandteil des Unterrichts bilden sollen; man wird mehr, als gemeinlich geschieht, dahin zu gelangen suchen, daß in französischer Form

gegebener Inhalt auch durch das Ohr, nicht immer allein durch das Auge aufgenommen werde; man wird das Gedächtnis stärker in Anspruch nehmen müssen für idiomatische fremde Ausdrucksweise in zusammenhängender Rede, für den Inhalt des nach Begriffssphären geordneten Vokabulars; man wird dem Übersetzen aus dem Deutschen den Raum nicht lassen, den es jetzt auf Kosten der Übung im freien französischen Ausdruck einnimmt. Die Praxis wird ihre Mittel und Wege suchen, ist nur erst das Ziel überall richtig erkannt, und wird von seiten der Schulleitungen davon nicht abgegangen, daß es erreicht werde. Wie wünschenswert es ist, daß möglichst viele von den Lehrern des Französischen an unsern höhern Schulen durch Aufenthalt in Frankreich von dem Lande und dem Volke eine lebendigere Anschauung gewinnen, dessen Sprache sie lehren, und durch die Nötigung zu deren andauerndem Gebrauche und durch Benutzung der gebotenen Gelegenheiten sich in ihr zu vervollkommen ihrer in höherem Maße mächtig werden, thut zu sagen nicht not; ebensowenig wird zu bestreiten sein, daß zur Zeit noch recht wenig geschieht um minder bemittelten, aber als strebsam und begabt bewährten jüngern Männern durch staatliche Beihilfe diese weitere Ausbildung zugänglich zu machen; auch von dieser Seite könnte vielleicht etwas gethan werden, was zur Besserung der Verhältnisse beitrüge.

Kehren wir von diesen die vorbereitenden Schulen angehenden Fragen zur Philologie zurück, aber nur um am Schlusse der gegenwärtigen, ein neues Studienjahr eröffnenden Ansprache daran zu erinnern — nicht, wie die Philologie mit andern Disciplinen in Verbindung tritt, philologischer Sinn not thut bei den verschiedensten Arten der Forschung nach dem Wahren; das ist vor einigen Jahren an eben dieser Stelle so ausgeführt worden, daß es zutreffender und eindringlicher nicht hätte geschehen können<sup>1</sup> — sondern um daran zu mahnen, daß auch Sie, liebe Kommilitonen, das, was Ihre Lehrer Ihnen bieten, gut thun

<sup>1</sup> Über den philologischen Sinn. Rede beim Antritt des Rektorats an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1886 gehalten von J. Vahlen. Berlin 1886.

werden mit philologischem Sinne aufzunehmen. Ist Ihnen textkritische Arbeit dabei nicht von nöten, und wird Ihnen, was litterarhistorischer Kritik nahe käme, dadurch erspart, daß man Ihnen nicht vorzuenthalten pflegt, in welchem Maße geprüfte und richtig erfundene fremde und ältere Erkenntnis, wo dagegen selbst gewonnene Ihnen zugeführt werde, so kann Ihnen doch niemand die Arbeit abnehmen von dem, was Sie hören, ein alle Einzelheiten durchdringendes und doch das Ganze als Ganzes erfassendes Verständnis zu gewinnen, wie der Philologe es anzustreben hat. Über die Schwierigkeiten eines Ihnen vielleicht fremden, dem Gegenstand oder auch der Person eigenen Sprachgebrauchs, über die des Aneignens zuvor ungeahnter Erkenntnisse von nicht sofort einleuchtender Bedeutung und die des zusammenfassenden Überschauens stückweise aufgenommener Dinge wird nur eine manchmal vielleicht Geduld erfordernde, liebevolle und vertrauende Hingabe an fremdes Denken hinwegheben, wie der Philologe sie übt. Daß Sie sich dem Denken Ihrer Lehrer gefangen geben, verlangt niemand; keiner verlegt Ihnen eine am Vorgetragenen zu übende Kritik, nur daß man Ihnen allerdings wie jedem Philologen empfiehlt vor allem sich um ein volles Verständnis zu bemühen. Daß aber dies Nacherzeugen fremder Gedanken Ihr geistiges Wachstum fördere, ist was Ihre Lehrer sich angelegen sein zu lassen als ihre heilige Pflicht betrachten.

Wenn dem Bestreben jedes Lehrers Ihre wissenschaftlichen Bedürfnisse zu verstehn und nach Vermögen zu befriedigen von Ihrer Seite der gute Wille entgegenkommt vertrauend und Verständnis suchend, zugleich aber mit Aufgebot der vollen Kraft eigenen Denkens die Lehre aufzunehmen, dann ist das Einvernehmen gesichert, an dem zu einem guten Teil das Gedeihen unseres Zusammenarbeitens hängt. Möge auch dieses Jahres Werk gesegnet sein für den Dienst der Wahrheit zum Wohle der Menschheit.